

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 42. — Sonntag, den 18. Oktober 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

## Weipert im Rahmen der Entwicklung der Herrschaft Breßnitz

So wie wir es unseren Lesern heute im Bilde zeigen, gehören Weipert und Breßnitz geschichtlich zusammen. Freilich das Gesicht der alten Stadt, wie auch die Partien im Breßnitztal haben sich heute ganz wesentlich verändert und wir müssen uns schon mit unseren Erinnerungen in das 17. Jahrhundert zurück-

versetzen, um unserer heutigen Darstellung auf die Spur zu kommen. Wie es bei vielen unserer Heimatorte der Fall ist, hat sich, wie Dr. Heribert Sturm ganz richtig zu Weiperts ältester Geschichte sagt, auch über die Entstehung Weiperts kein einziger zeitgenössischer Bericht erhalten, ja nicht einmal eine zuverlässige Erwähnung oder spätere Nachricht, die einwandfreie Rückschlüsse auf Zeit und Art der Entstehung Weiperts ermöglichte. Zwar trachtet Michael Luft in seiner mit Karl Schmidl herausgegebenen Geschichte der Stadt Weipert, die ersten Anfänge in die Zeit um die Wende des 10. zum 11. Jahrhundert „und nicht erst, wie der Chronist dieser Stadt, Pfarrer Feiler, irrtümlich meint, in das 16. Jahrhundert“ zurückzuführen. So sehr er sich aber in dieser sonst vorzüglichen Stadtgeschichte bemüht, durch Analogieschlüsse mit Verhältnissen der engeren und weiteren Umgebung vom Beginne des 11. Jahrhunderts, ja von der Zeit der Markomanen an, seine Entwicklungsreihe glaubwürdig zu

machen, gelingt es ihm doch nicht, für irgendein Jahrhundert vor dem 16. auch nur einen einzigen zeitgenössischen urkundlichen oder altentmässigen Beleg für seine

Annahmen zu erbringen; er kommt über bloße Vermutungen und brüchige Konstruktionen nicht hinaus. Als ältesten Beleg, der sich auf Weipert bezieht, vermag er nur die bekannten Eingangsworte des Lehensbriefes Wilhelms v. Lobkowitz für den Freihof Weipert aus dem Jahre 1526 anzuführen, die folgendes befragen: „Nachdem mein lieber getreuer Hanß Schneider vonn

der Wiesen unter meinen vettern Bohußlau, weylandt herr zum Hassenstein einen wuesten hammer, der Weyprecht genandt, aufgenommen und in lehen empfangen und besessen, mit allen darzue und eingehorungen, wie vor alters derselbige hammer besessen und gebraucht worden ...“ usw. Diese

Stelle, die bis jetzt als der älteste glaubwürdige Beleg für das Vorkommen Weiperts gegolten hat, besagt also, daß man im Jahre 1526 von der Vergabe des Weiperter „wüsten Hammers“ an Hans Schneider Kenntnis besaß; und zwar hatte diese Vergabe vor ungefähr zwanzig Jahren, als noch Bohußlau von Lobkowitz, der bekannte Humanist, Besitzer war, stattgefunden. In dem Zusammenhange ist dann noch die Bemerkung eingeflochten, daß auch schon vorher unter gleichen Bedingungen wie dem Hans Schneider-Weipert zu Lehen abgegeben worden war. Das

allein beinhalten diese Worte und nichts mehr! Michael Luft baut nun aber daraus folgende Konstruktion: „Wenn nun dieses Hammerwerk bis zum Jahre 1506 „wüst“ lag, so können wir annehmen, daß es bis zum Ausbruche des Hussitenkrieges 1419 im Betriebe war, und daß ferner dieser Betrieb wiederum ein sehr großer gewesen sein muß, geht aus den großen Massen von Schlackenhalden hervor, die sich hier vorfinden und eine

Tätigkeit von mehreren Jahrhunderten voraussetzen.“ M. Luft ließ sich durch den Ausdruck „wüst“ irreleiten und nahm eine durch kriegerische Ereignisse bedingte

gewaltsame „Verwüstung“ des Weiperter Hammer an. Man braucht sich jedoch keineswegs bei der Nennung einer „Wüstung“ ein verfallenes Gemäuer vorstellen; „Wüstung“ war zu damaliger Zeit ein viel weiter gefaßter Begriff als heute und man verstand darunter beispielsweise auch einen industriellen Betrieb, dessen Arbeitsleistung aus irgendeinem Grunde eingestellt



Partie im alten Breßnitztal.



Alt-Weipert im 17. Jahrhundert.

war. Es möge dies an folgendem Beispiel aus der nächsten Umgebung näher ausgeführt werden: In Pleiß stand zu Beginn des 16. Jahrhunderts ebenfalls ein Hammer, und zwar, wie der Kaufvertrag vom Jahre 1533, durch welchen die Grafen Schlick die Herren von Preßnitz wurden, näher befragt: ein Pochwerk. Also ein bergbaulicher Betrieb zur Zerstückelung des Erzgesteines vor der Schmelze. Dieses Werk besaß in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts ein Annaberger Bürger, namens Weiß Wertwein, der sein ganzes Vermögen — er nennt selbst 1400 Gulden — in den Betrieb gesteckt hatte, aber zum effektiven Nutzgenuß nicht kommen konnte. Denn im Jahre 1547 wurde durch eine Verordnung der böhmischen Kammer die Arbeit im Pleißer Hammerwerk eingestellt. Welche Gründe zu dieser Maßnahme geführt haben mochten, ist aus den spärlichen Akten dieser Angelegenheit nicht zu ersehen; doch bietet die allgemeine Zeittlage einen kleinen Anhaltspunkt: Wertwein war als sächsischer Untertan vermutlich auch ein eifriger Anhänger des Kurfürsten Johann Friedrichs von Sachsen und damit des Schmalkaldischen Bundes. Die Niederlagen dieses Ständebundes im Frühling des genannten Jahres und das daraufhin einbrechende Strafgericht waren auch für unseren Weiß Wertwein ein harter Schlag: seine Besitzungen auf böhmischem Boden wurden konfisziert und die Arbeit im Pochwerk eingestellt. In den Akten heißt es nun weiter, daß daraufhin der Hammer einige Zeit „wüst“ stand. Das kann aber doch nur bedeuten, daß der Pochbetrieb eingestellt, keineswegs jedoch, daß die Arbeitsstätte verwüstet — nach unserem heutigen Sprachgebrauch — war.

Etwas ähnliches dürften wir vermutlich verstehen, wenn wir in dem angeführten Lehensbrief vom Jahre 1526 von einem „wüsten Hammer, der Weiprecht genannt“, lesen. Wir werden uns etwa einen Gebäudekomplex vorstellen können, der früher einmal zum Bergbaubetrieb gezählt hatte, nun aber einer anderen Bestimmung zugeführt worden war.

Wann dieses „früher“ war, läßt sich heute wegen der Unzulänglichkeit des Quellenmaterials in diesem Punkte nicht mehr feststellen. Auch ist es aus dem gleichen Grunde nicht mehr möglich, zu entscheiden, ob Weipert ein Eisenhammer oder ein Silberpochwerk war, was ein wertvoller Fingerzeig für die zeitliche Fixierung des Betriebes sein könnte. Wir müssen uns lediglich mit der Tatsache begnügen, daß Hans Schneider als der erste genannte (nicht erste überhaupt!) Besitzer Weiperts zu Beginn des 16. Jahrhunderts bezeugt ist, daß er diesen Besitz vor 1510, dem Todesjahr Bohuslavs von Hassenstein erworben hatte und daß das Weiperters Lehen vordem einmal ein bergbaulicher Betrieb gewesen war.

Dieser besprochene Freibrief Weiperts vom 18. November 1526 galt bis jetzt als die älteste im Wortlaut bekannte Urkunde, die Weiperts Geschichte berührt. Von drei noch älteren Stücken, die bisher unbekannt geblieben waren, sei hier berichtet.

Im Preßnitzer Herrschaftsurbar, das um die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege niedergeschrieben ist, steht die Abschrift eines Lehensbriefes für den Freihof Weipert, die aber das Mißgeschick hat, gerade in der Datierungsformel schlecht überliefert zu sein. Die Schlussworte lauten nämlich:

„... zu gläubiger versichertheit undt mehrer becräftigung haben wir obbemelter Wilhelm von Lobkowitz, herr uf Hassenstein undt zur Preßnitz diesen brieff mit insem anhangenden insiegel darrüber gegenen, ergangen undt beschehen am sonnabendt nach corpore Christi im XV und ...“ — jetzt scheint der Abschreiber, der ja ungefähr 150 Jahre nach der Niederschrift des Originals gelebt hat, die Zahl nicht mehr lesen gekonnt zu haben; jedenfalls folgt nun eine Lücke, worauf der Text weiter geht: — „jahr nach Christi unseres seeligmachers geburth, darbey seint gewesen ...“ und es werden nun einige Zeugen angeführt.

Die Urkunde ist nur in dieser einzigen lückenhaften Abschrift erhalten, so daß zur genaueren Zeitbestimmung innere Gründe herangezogen werden müssen.

Aussteller des Briefes ist Wilhelm von Lobkowitz, der am 21. Juli 1518 die Herrschaftsanteile Hassensteins übernahm, zu denen Weipert gehörte. Also erst von diesem Tage an konnte

sich Wilhelm „herr auf Hassenstein und zur Preßnitz“ nennen und als solcher Verleihungen gewähren. — Der Sonnabend nach corpore Christi ist der Samstag nach dem Fronleichnamstage, für das Jahr 1518 also der 5. Juni. Dieses Datum fällt somit noch in der Zeit, da Weipert dem Vormund Wilhelms zustand. Als frühester Termin für die Zeitbestimmung unserer Urkunde kommt somit erst das nächste Jahr, der 25. Juni 1519, in Betracht.

Die Festlegung eines Zeitpunktes, bis zu welchem die Urkunde schon ausgestellt war, ermöglicht ein von Wilhelm von Lobkowitz an den Rat der Stadt Annaberg gerichteter Kaufbrief, der heute im Annaberger Stadtarchiv liegt und das Datum 13. Dezember 1520 trägt.

Wilhelm von Hassenstein verkaufte nämlich an diesem Tage der Stadt Annaberg ein Stück Wald um 1100 rheinische Gulden „wie daselbig ynn seynen rheinen und lochung begriffen und durch den Dettel auff der Preßnitz, dazumal meinen förster, vorstecket ist, nämlich ansahen vonn Hanscn Schneiders offm Weipert lochung und regnen bis an den neuen wegt, der ynn Sannt Joachimsthal gehet ...“ usw. und dokumentierte dadurch indirekt, daß er den Besitz Hans Schneiders anerkannte und somit auch den für uns in Betracht kommenden Lehensbrief vor dem 13. Dezember 1520 ausgestellt hatte.

So haben wir nun durch die Bestimmung der zeitlichen Grenzpunkte, die für die Datierung der lückenhaft überlieferten Urkunde notwendig war, einen ganz engen Spielraum gewonnen: es kommen für den Tag der Ausstellung nur mehr der 25. Juni 1519 oder der 9. Juni 1520 in Frage. In Erwägung, daß Hans Schneider das Lehen Weipert nicht erst von Wilhelm von Lobkowitz in Empfang erhielt, sondern daß es sich nur um eine Bestätigung der dem Hans Schneider schon von Wilhelms Vormund und noch früher von Bohuslav von Lobkowitz verbrieften Rechte handeln kann, in weiterer Erwägung, daß der Besitzer eines Privilegs immer bestrebt ist, beim Wechsel seiner Obrigkeit sobald als möglich seine verbrieften Rechte vom neuen Herrn bestätigt zu sehen, dürfte mit der größten Wahrscheinlichkeit der Schluß gezogen werden, daß die für die Geschichte Weiperts derzeit bekannte älteste Urkunde in das Jahr 1519, und zwar mit der Tagesdatierung vom 25. Juni zu setzen ist.

Zu dieser ältesten Weiperters Urkunde, die also nicht im Original, sondern leider nur in einer weit späteren und dazu noch lückenhaften Abschrift im Herrschaftsarchiv Preßnitz erhalten ist, und dem Lobkowitzschen Kaufbrief an die Stadt Annaberg vom 13. Dezember 1520, der im Annaberger Stadtarchiv verwahrt wird, kommt als dritte bisher unbenützte Urkunde ein Originalpergament mit anhängendem Siegel in Kapsel hinzu, das ebenfalls im Annaberger Stadtarchiv liegt und textlich lediglich eine Ergänzung zu der Urkunde vom Jahre 1520 bildet.

Mit diesen drei besprochenen Urkunden und dem eingangs erwähnten Weiperters Freibrief vom Jahre 1526 sind die einzigen derzeit bekannten urkundlichen Quellen zu Weiperts ältester Geschichte erschöpft. Für sich mögen sie unscheinbar und dürftig genug erscheinen; im Zusammenhang mit Nachrichten über die engere und weitere Umgebung gewinnen sie aber an Bedeutung, erscheinen in günstigerer Beleuchtung und vermögen dann erst jenen Aufschluß über ein Teilgeschehen der Vergangenheit zu geben, der aus der Betrachtung der Einzelurkunden für sich in kaum so hinreichendem Maße gewonnen werden kann. Und das wollen die vorliegenden Zeilen bezwecken: in einem kleinen Beispiel darauf hinzuweisen, daß für die Erkundung der Lokalgeschichte nicht allein die Urkunden und Akten heranzuziehen sind, die sich im Orte selbst erhalten haben. (Die älteste Weiperters Urkunde liegt in einer viel jüngeren Abschrift im Herrschaftsarchiv Preßnitz, die beiden zeitlich nächstfolgenden verwahrt das Stadtarchiv in Annaberg i. Sa. und erst den Freibrief von 1526 finden wir im Weiperters Stadtarchiv vor!) Geschichtliche Heimaterkundung muß vielmehr die größeren Zusammenhänge wahren, muß den Einzelort im übergeordneten Verbands — etwa Weipert im Rahmen der Entwicklung der

Herrschaft Preßnitz — und diesen in der historischen Abfolge des Werdens und Fortentwickelns der Landschaft betrachten. Dann werden im einzelnen die Vorgänge in Stadt und Dorf deutlicher und fügen sich zu einem lebendigen Gesamtbild der Geschichte unseres Erzgebirges zusammen.

## Wir Krüppel Deutschlands

Wir klagen an — wir rufen in die Welt hinaus!

Was hat man uns getan?

Man schnitt uns Arme und Beine ab,

Fand uns mit kärglichen Renten ab. —

— Heut heißt es: „Deutschland in Not!“

Nehmt den Krüppeln das tägliche Brot.

Sie liegen ja halb schon im Grab,

Belasten uns, — zieh'n uns herab!

— Und wie ein brutaler Henker —

Handelt das Volk der Dichter und Denker.

(Durch die Notverordnung.)

## Nooch'n Feierohnd



## Dos vermalörte Stiftungsfest

Von Alippico. (Nachdruck verboten.)

In Crottendorf, von wu har immer de Raacherfarzelgunge hausiern kame, hauset vor Zeiten emol e ehrfamer, biederer Mairer, namens Fritz Plinkert, — mit'n Spitzname hieß'r aber aa „Schnuppsnoos“ — in en winzing salbergebauten, mit Schindeln gedeckten Häusel friedlich mit seiner Fraa, die von früh bis ohnds wie ahgenahst an ihr'n Klöppelsack soß, un mit seine acht Kinner wie de Orgelpfeifen. Die beeden Altan mußten sei fleißig ihre Händ' rühr'n, im die ewig hungrigen Mailer sootzestoppen un deshalb ging aa dr Vater Plinkert seit Gahrn nahmbei noch miet Musik machen.

Früher blies'r'sch Tenorhorn, muß't's aber wahng senn Kropp aufgahn. Nochart spielet'r e Zeit lang zwäte Geig', muß't's aber aa wieder sei lassen, weil ne sei Gehär immer meh un meh v'rließ, un von do ah schlug'r de große Trommel un de Becken. Das Instrument, doß'r sich salberscht als „gebraucht“ billig gefaast hatt', hielt'r wie e Heiligtum. Aber wie'r mol off „Himmlich Heer“ bei Buchholz, als dosalbst noch de Brauerei stand un die große kupperne Braupfann noch net tief nei in Bargschacht gebrochen war, wu se heit noch uhverfahrt liegt, miet zur Tanzmusik aufspielet, erwischet sei geliebte Paul' bei 'ner ausbrachenden Keileitei doch e daumegrüßes Loch mitten nei ins Fall, wurüber 'r betrübter war, als hätt'r dos Loch salberscht nei in sei Fall gekriegt. Su hing dann dos rampo-nierte Instrument lange Zeit un halbvergassen bei'n Plinkert-Fritz drum auf'n Deberbuden, do 'r wang dr viel'n Bauarbeitern in ohshabarar Zeit gar net ans Musikmachen denken konnt.

Nu hatt' aber an en Huchsommer-sunnig dr Pfeisentlub „Buchenlaab un Eichenblatt“ in Kienischwall sei fußziggahrigs Stiftungsfest un do dare dorting Kapell ihr Baukenschloger nutwendige Nachtschichtarbeit in dr Fabrik ze machen hatt', brachten se's mit Batteln doch esuweit, doß dr biedere Plinkert-Fritz wenigstens ohnds zen Kommeresch un Tanz mit seiner Kunst eisprang.

Ne Fastsonnohnd ohnd, kaum von dr Arbet ehem, stieg dr Fritz eilig nauf ne Deberbuden, trug vorsichtig, damit de Kinner net aufweckten, sei große Trommel nunner in de Stub,

pappet dort en großen Fallflac über dos glücklichertweil' off dr linken Seit' befindliche Loch un stellet se, damit ja niemand nam, naus in fansterlosen Hauskammerle.

Noch en ausgiebing Bier- un Nochnittigshlof schmiß sich dr Plinkert-Fritz in's Sunntighabit'l, füllet sei umfangreiche bir-fene Schnupptewaldus mit frisch'n „Nitsche-Ditsche“, gab seiner Altan un ne Kinnern geden en darben Schmaß, brannt' sich sei Pfeif'l ah, lud sei Paul' uf'n Buckel un zwicket feste lus.

Punkt achte trot'r, freidigst begrießt von sänn Kolleg'n, nei im Fastsaal in Kienischwall. Dr Kommeresch war schu lusingange. Off'n Rodium stand dr alte Bierstand von Gubelverei', schwang e Ruhgeloß un ließ, als ewing Ruh in dann gerappelt-voll'n Saal eigetraten war, e Red von Stapel, die zum Heil'n schie war. Nochart machet sich e Ehrengumpfer im Alter von e paar dreißig Gahr'n nauf, überreicht mit sinniq Worten — Keim dich oder ich fraß dich — dann schwißet'n Mah e grukmachtige Ehrempfeif', in dar ihrn Kopp gut e ganz' Padel „Kressler“ mit samt dr Packiq neiqina un die esu schwar war, doß dar Beschenkte, dar fast kahne Jäh' meh in Maul hatt', wuhl niemals je draus ze raach'n vermocht.

Nochart wur de Musik vor dr Bühne plakiert, denn ize führet' e Dameriea', alle in blaue Bummhufen un weiße Turn-blusen, enn Fastreing auf. Dr Plinkert-Fritz hulet fir sei Paul', die'r vorsichtshalber in en Nahmstübel verstaht hatt', stellet sich nei ze Musik an senn Plak. Schu hub aa dr Kanellmaoster sei Trompet' un mit Bumm un Krach sehet e schneidiaer Militär-marsch ei. — fahet'n de Maad druhm auf dr Bühne de Arm un Baa, doß en anast un banq wur. fuhr'n mit de Noosen bal' bis zur Diel nunner un perket'n drbei ihre Kinnerviertel naus wie e Haubikenbatterie in Feierstellung. krümme't'n sich dann wieder hintennüber, als wenn se in Ohnmacht fall'n wollt'n, un iu gings in aaner Tur fort. De Leit — vir allem de Mannswölker — spannet'n otemlus. Dr Plinkert-Fritz, dar ne Taft halten muht, haacet wie besaffen auf seiner Paul', als wenn 'r se mit Gewalt zammrammeln wollt'. Do sooch off ämol sei linker Nachbar, dr Klarinetten-Franz, wie sich nooch enn setten Klautersch an dr Paul dar aufaeleimte Klac langsam lustlöset, benn nächsten Pumpterts runnerfiel un wie's benn nächsten un geden weiteren Kracherts aus dann klaffenden Baukenloch aa schwarze labandiae Wuricht nooch dr annern rauslodere't. die erscht wie besoff'n, ewing in dr Luft rimmirbelt'n, sich nochart in aanzelne aruke Kloden auflöset'n. die sich wieder plöcklich geodwaq nei in de Leit stürzet'n. Ize beeket aber aa schu die ganze Korona schrackerfüllt auf: „E Binneschwarm! — E Binneschwarm! — Hiffel!“ un flüchtet', wild im sich schloqend, rücksichtslos zu de Tür'n naus. Nooch kaum e paar Minuten war dr ganze Saal läär: war qede Stub im Gasthuß un hall in aanzen Raß e Lazarett voll wimmernder Blessierter. Am schlachtest'n war'n zweifellus die unaqe Maad drum auf dr Bühne in ihr'n dünne, vroll'n Kahnse waakomme. die Stuch an alle möalina un ubmöalina Stell'n d'rmisscht hatt'n. Draußen im Gasthußgarten häret mr plöcklich machting Kadau un Hilfebeekert'n. Dort haacet's Fastkomitee, dos ahm gehärt hatt', war dr Urheber von dare Schandtat gewasen war, ne arme Plinkert-Fritz de Gad voll. Aber alles dos hatt' känn Zmad meh. Dos Fast war radikal aus. Die Feier schändlich gestört.

In dann Saal hom sich de Leit erscht e paar Toq dornooch wieder vursichtig neiqetraut, als se ahnamme konnt'n, doß sich dar durch dos fortgefekte Gewumder aereizte un wildgewordene Binneschwarm. dar sich uhaeliderweil' ausgerachnet in ne Plinkert-Fritz sei alte defekte Paul' heimisch machen muß, wieder beruhigt hatt'.

Nooch dieser uheilvollen Episode war de Musikerlaufbah' des Fritz Plinkert endgültig abgeschlossen. Net meh d'rhar'n konnt'r de Musik. Die vermaledeite Paul' verkloppet'r. Dodrfür kaafet 'r sich e Kanarichsvogelpaarle un leget sich e Zucht ah. Verdienet'r dod'rmiel aa net esu viel Geld als bein Musik-machen, su d'rlabet'r doch aa känn Nerger, jonnern mitsamt seiner Familie nár lauter Glück un Freid.

## Bilder aus der Heimat und aus aller Welt.

### Das Kriegerdenkmal in Schwarzenberg-Wildenau.



Vor der Wildenauer Schule steht das aus Vereins- und Sammelmitteln erbaute Kriegerdenkmal (siehe nebenstehendes Bild), das von der Gemeinde bereits im Jahre 1927 (3. u. 4. Sept.) geweiht werden konnte. Der Entwurf des außerordentlich geschmackvollen Ehrenmales stammt von Bildhauer Bruno Ziegler-Chemnitz, der in hervorragender Weise von dem Wildenauer Baumeister Wolfgang Müller zur Ausführung gebracht wurde. Auf weitreichendem Dreieckssockel reht sich, aus rohem Stein gefügt, der Unterbau auf, dessen Mittelstück in Giebfelder eingeteilt, die

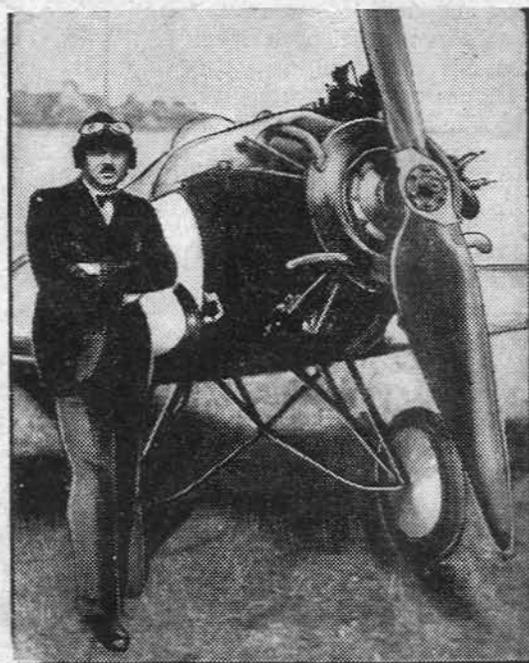
Kupferplatten mit Widmung und den 36 Namen der Gefallenen trägt. Vierfach abgestuft hebt sich die dreikantige Säule über die rings gruppierten Baumkronen empor. Auf hohem First thront ein Adler. Wie von weitem Flug ermüdet ruht und rastet das edle Tier, um neue Kräfte zu sammeln, und sich erneut hinaufzuschwingen, der Sonne, ihrem Glück und Glanz entgegen.



Der Sommer ist vorbei, das Eishockey beginnt.  
Momentbild aus dem Kampf Deutschland-Frankreich  
im Pariser Sportpalast.

### Die Celler Hengstparade, das Ereignis des Pferdezüchtersports.

Die Celler Hengstparade bietet alljährlich eine Reihe sportlicher u. züchterischer Leistungen, die in ihrer Art einzig dastehen. Und so kommen denn jedes Jahr Tausende von Pferdeliebhabern nach Celle, um die Dressur der hannoverschen Pferdezüchtung zu bewundern. Unser nebenstehendes Bild zeigt die Vorführung einer Traberquadrille.



Er warf die antisowjetischen Flugblätter über Rom ab.  
Der italienische Flieger Lauro di Bossi, der sich selbst als  
„Engländer Murriss“ bezeichnete, vor seinem Flugzeug.

Deutsche Städtebilder auf den neuen Wohlfahrts-Briefmarken.  
Unser nebenstehendes Bild zeigt die neue Serie der Wohlfahrts-  
briefmarken: Links: Das alte Rathaus von Breslau. Mitte  
oben: Das Holstentor von Lübeck. Unten: Das Heidelberger  
Schloß. Rechts: Der Dresdner Zwinger.



# Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

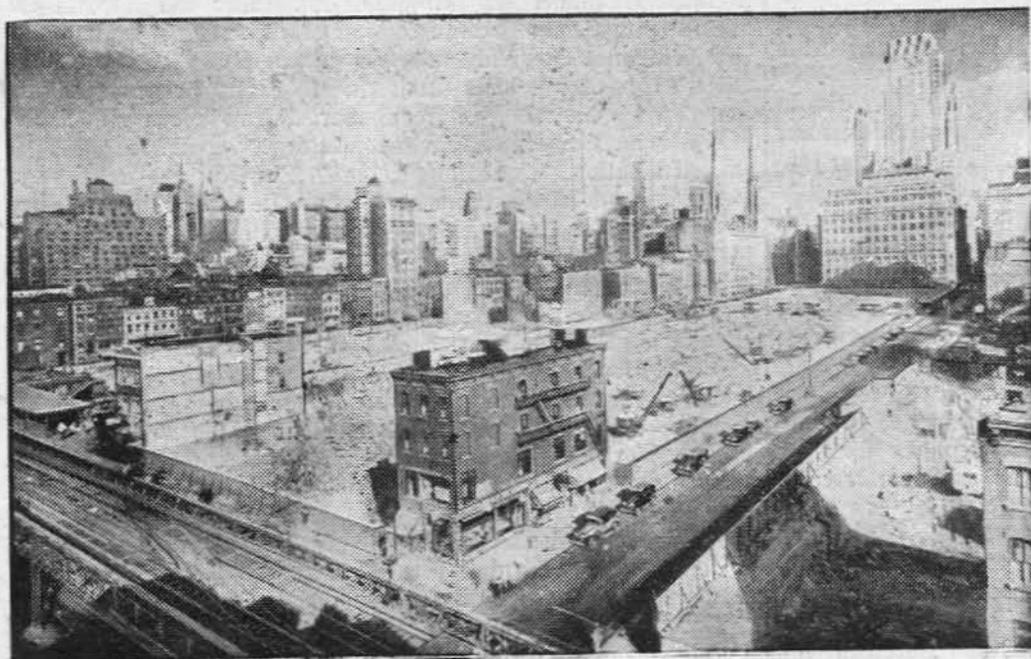
Nr. 42. — Sonntag, den 18. Oktober 1931.

## Bilder aus aller Welt.



### Wollen Sie eine Eisenbahn geschenkt bekommen?

Die kleine Lokalbahn von Ruhpolding nach Reit im Winkel (Bayern) ist so unrentabel, daß der bayrische Staat sie verschenken will. Der Staat ist sogar bereit, dem Empfänger noch 10 000 Mark dazu zu zahlen, damit der Verkehr aufrechterhalten bleiben kann.



### Sensationeller archäologischer Fund bei Athen.

In der Nähe der Akropolis in Athen wurde ein besonders gut erhaltener Athene-Kopf ausgegraben, dem die



Archäologen höchste Bedeutung zusprechen. Es soll sich um ein Kunstwerk aus dem Ende des 5. Jahrhunderts der vorchristlichen Zeit handeln. Unser Bild hier zeigt den neugefundenen Athene-Kopf.

### Hier wächst die Radiostadt von Neuyork empor.

In Neuyork ist mit dem Bau eines riesigen Komplexes begonnen worden, der alle Errungenschaften der modernsten Funktechnik vereinigen soll. Der Bau soll etwa eine Milliarde Mark kosten und wird von Rockefeller finanziert. Unser nebenstehendes Bild zeigt das Baugelände der geplanten Radiostadt inmitten der Wolkenkratzer.

# Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.  
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(24. Fortsetzung.)

In diese heimatliche Bergwelt, deren Schönheit sich Robert Zeidler erst durch die lebensvollen Schilderungen seiner Freundin offenbarte, stellte Dorothea die Menschen und Menschlein hinein mit all ihren großen und kleinen Schwächen, mit ihren Sorgen und Freuden, die doch so klein anmuteten dem Geheimnis der Allmutter Natur gegenüber.

Immer von neuem erstaunte Robert Zeidler über die reiche Seele dieses Mädchens. Wie klein und unbeholfen kam er sich ihr gegenüber vor. Und so ein Mädchen schrieb an ihn, behandelte ihn wie ihresgleichen, bedankte sich für jeden Brief, den er an sie richtete, und der doch so entsetzlich hölzern klang, wenn er ihn noch einmal überlas.

Was sollte er ihr auch schreiben? Schönheiten hatte er, der einfache Bergmensch, außer an alten Bauwerken, die ihn fesselten, hier in der menschen durchdrasteten Großstadt mit ihrem Straßenlärm und Verkehrsgetöse nicht entdecken können. Und von dem zu schreiben, was ihn jedesmal beim Empfang eines ihrer Briefe erschauern ließ, daß ihm die sonst so ruhige Hand zitterte — nein, davon konnte keine Rede sein.

Zwischen Dorothea Treutler und ihm blieb trotz ihrer freundlichen Briefe eine unüberbrückbare Kluft. Diese Mädchenblüte würde ein Glücklicherer einst in seinen Lebenshasen heimholen.

Hatte sie ihm nicht wenige Wochen vor der Schlußprüfung geschrieben, daß sie im Winter häufig Skiausflüge mit den Söhnen des Fabrikbesizers Kahlerk unternommen hätte — es wäre herrlich gewesen! Wer weiß, ob einer von ihnen nicht ihr Herz schon besaß; war doch Anfang März zum ersten Male ihr Brief ausgeblieben.

Und das Ausbleiben dieses Briefes war nicht zum wenigsten schuld daran, daß Robert Zeidler sich seines wohlbestandenen Examens nicht so freuen konnte, wie er es gern getan hätte.

Wenn er doch nur eine Menschenseele gehabt hätte in dieser Stunde! Aber niemand stand ihm in diesem Häusermeer so nahe, daß er mit ihm ein paar Stunden hätte froh sein können. Seine Mitschüler waren ihm, dem schwerfälligen Gebirgler, ziemlich ausnahmslos innerlich fremd geblieben. Ja, hatte er denn außer der alten Großmutter überhaupt einen Menschen auf der Welt, der ihm wirklich nahe stand?

Da sah er plötzlich wieder Dorotheas munteres Auge vor sich, wie sie ihn in ihrer frohen Art anlächelte. Ja, wenn sie bei ihm wäre! Eine heiße Blutwelle stieg in ihm auf. Er hatte ihr seinen Examenstag mitgeteilt. Und nun bestand der Erfolg darin, daß sie ihm gar nicht erst geantwortet hatte. Wer weiß, ob sie nicht zur Stunde mit ihren neuen Freunden über die schneeigleisende Pracht des Kammeres glitt? Denn noch herrschte dort oben bei der Kühle des März eisiger Frost.

Als er in seinem Stübchen eintraf, das ihn die letzte Nacht bergen sollte, — denn anderntags mußte er heimwärts wandern —, fand er auf dem Tische einen Brief. Die Wirtin mußte ihn in seiner Abwesenheit hingelegt haben. Also doch, durchfuhr es ihn in freudigem Schreck. Er konnte nur von Dorothea sein.

Aber als er den Umschlag sah, fühlte er, wie Enttäuschung ihm kühl ans Herz griff. Die Anschrift war mit der Maschine geschrieben. Dazu trug der Brief eine Stadtbriefmarke.

Teilnahmslos riß er den Umschlag auf und las:

„Geehrter Herr Zeidler!

Bitte kommen Sie um sechs Uhr nachmittags nach dem Südpark. Treffpunkt: Endstation der Elektrischen. Trotz unserer früheren Verstimmung hoffe ich bestimmt auf Ihr Erscheinen. Es handelt sich um Fräulein Dorothea Treutler. Besten Gruß  
Ihr Bittner.“

In höchstem Maße erstaunt, ja bestürzt, drehte Robert Zeidler das Schreiben zwischen den Fingern hin und her.

Was wollte dieser Bittner von ihm, und auch noch dazu Dorotheas wegen? Das war doch ganz unmöglich. Seit über drei Jahren war der doch schon von Petersdorf fort. Und wie fort! Dorothea hatte es ihm selber erzählt, wie unglaublich der Mensch sich gegen sie benommen hatte.

Und nun wollte dieser lästige Mensch, der Dorothea und ihn damals ins Gerede der Leute gebracht hatte, deselben Mädchens wegen sich mit ihm besprechen.

Wie mochte er ihn überhaupt hier auskundschaftet haben? Und nun mußte diese unerwünschte Botschaft auch noch an dem Tage an ihn gelangen, wo er ein bißchen Freude erlebt hatte. Die war ihm jetzt gründlich vergällt. Er war und blieb eben ein Pechvogel.

Und noch dazu diese mehr als sonderbare Bestellung um sechs Uhr nach dem Südpark — wie zu einem Stelldichein. Freilich, dieser Bittner hatte schon früher manchmal krause Ideen gehabt.

Wenn er einfach nicht hinginge? Wenn dem Menschen wirklich an einer Auseinandersetzung mit ihm lag, dann konnte er ihn ja hier in seiner Wohnung auffuchen. Er konnte warten. Doch nein, das ging nicht; morgen vormittag wollte er ja heim.

Und war es nun der Name Dorothea, der ihm lockend aus den Zeilen entgegensprang — schließlich entschloß sich Robert Zeidler, der geheimnisvollen Aufforderung zu folgen; aber er vermochte doch nicht, eines immer wieder bitter in ihm aufsteigenden Gefühls Herr zu werden. Diese zwei Namen reimten sich nicht zusammen. Den Nachmittag hatte er mit dem Packen seiner wenigen Habseligkeiten zugebracht. Reicher zog er nicht heim, als er vor drei Jahren gekommen war. Nur die Mappen mit den bautechnischen Zeichnungen und eine Anzahl wissenschaftlicher Bücher waren dazugekommen.

Endlich war es einhalb sechs Uhr geworden. Bis zum Südpark fuhr man etwa eine halbe Stunde. Also war es an der Zeit, aufzubrechen.

Nun nahm ihn wohl für lange Zeit zum letzten Male das Menschengewimmel der Großstadt auf. Wer weiß, wann er wieder einmal nach Breslau kam. Mit einem Male erfaßte ihn eine brennende Sehnsucht nach der großen Stille seiner Heimat. Diese Bergwelt mit ihrer stummen, erhabenen Größe paßte für ihn, den Einsamen. Wie fremd war er dem Leben und Treiben hier im Häusermeer der Großstadt geblieben!

„Endstation — alles aussteigen!“ Der Ruf des Schaffners weckte ihn aus seinen Träumen. Er merkte erst in dem Augenblick, daß er als letzter noch in dem Wagen saß. Freilich, wer sollte um diese Zeit auch noch einen Spaziergang durch den im ersten Dämmern liegenden Park unternehmen?

Als er den Wagen verließ, sah er sich erwartungsvoll um. Außer einigen Beamten der Straßenbahn war niemand in der näheren Umgebung zu erblicken. Er sah nach der Uhr — sie zeigte ein paar Minuten nach sechs. Nun, kurze Zeit würde er warten. Zeigte sich dann niemand, war er seiner Pflicht enthoben. Um sich die Zeit zu vertreiben, schlenderte er zwischen den an die Haltestelle der Straßenbahn angrenzenden Anlagen hin und her.

Plötzlich hörte er von hinten seinen Namen rufen. Und als er sich, von dem Tonfall der Stimme aufs höchste überrascht, umwandte, versagte ihm vor freudigem Schreck die Stimme.

„Ja, ich bin's leibhaftig, Herr Zeidler“, lachte es ihm aus Dorothea Treutlers Munde munter entgegen.

Das junge Mädchen weidete sich offensichtlich an der Berlegenheit ihres Freundes.

Robert Zeidler wußte nicht, wie ihm geschah. Endlich stotterte er ganz verwirrt hervor: „Ja, aber Fräulein Dorothea, wo kommen Sie denn her? Ich glaube — — Bittner...“

„Ach was, Bittner! Weiß der Himmel, wo der stecken mag. Seien Sie nur nicht böse wegen meines Schabernacks. Haben Sie wirklich gar nicht ein bißchen an einen Ull gedacht?“

Und als Robert Zeidler treuherzig zugab, daß er tatsächlich auf ihre List hereingefallen sei, erreichte die sprudelnde Laune des Mädchens ihren Gipfel. Sie lachte sich erst einmal tüchtig aus.

Und dann ging es ans Erzählen.

Wie sie ihrem Vater auch ein Schnippchen geschlagen habe und unter dem Vorwande, Tante Baleska, ihres Vaters Schwester, die hier in Breslau wohne, pflegen zu müssen, vor acht Tagen hier eingetroffen sei. Jeden Tag habe sie Robert Zeidler an ihrem Fenster vorbeischreiten sehen mit dem blauen Altkendel unterm Arm. Und sie habe für ihn im Geiste tüchtig den Daumen gedrückt, aber kein Lebenszeichen von sich gegeben, um den Herrn Kandidaten ja nicht aus der Fassung zu bringen. Und nun sei alles so glücklich abgelaufen. Sie freue sich von Herzen, denn eigentlich sei sein Erfolg ihr Werk.

Während Dorothea Treutler in ihrer munteren Art so plauderte, waren die beiden jungen Leute immer tiefer in den Park hineingeschritten. Nun blieben sie einen Augenblick stehen und schwiegen. Vor ihnen breitete der kleine Parksee seine stillen, dunklen Fluten aus; nur ein Lichtband des eben über die Bäume aufgestiegenen Mondes glitt zitternd über die dunkle Wasserfläche. Aus der Ferne klangen verworren die Geräusche des Straßenverkehrs, das Hupen der Autos und Läuten der Straßenbahnen herüber.

Und wieder wußte Robert Zeidler nicht, wie ihm geschah. Nur eins fühlte er in sich aufsteigen, warm wie das Sonnenlicht eines jener leuchtenden Lenzestage seiner Heimat: das Gefühl eines unendlichen Glückes. Mit einem Male war die Last der Einsamkeit von seinem Herzen genommen. Dieses Mädchen, das plötzlich so stumm über den Wasserpiegel schaute, hatte ihm die Heimat gebracht.

Und schon wollte er den Arm um ihren Nacken schlingen, und von ihren Lippen seliges Glück trinken, da gedachte er der Klust, die zwischen ihnen gähnte. Nein, dazu hatte er kein Recht. Dorothea Treutler war die Tochter seines Brotherrn und für ihn unerreichbar. Seufzend wandte er den Blick von ihr ab.

„Nun, Robert, Sie stöhnen ja so gottserbärmlich. Wo drückt Sie denn der Schuh? Heute müßten Sie doch eigentlich sehr fidel sein“, hörte er Dorothea necken.

„Ich bin ja auch glücklich“, zwängte Robert zwischen den Zähnen mühsam hervor.

„Und das sagen Sie in einem Ton, als müßten Sie geköpft werden.“

Wieder vermochte Robert Zeidler nur zu seufzen.

„Nun will ich Ihnen einmal etwas sagen, lieber Freund“, nahm das junge Mädchen das Gespräch im Weiterschreiten wieder auf. „Daß ich die ganze Zeit Ihres Aufenthaltes in Breslau treulich zu Ihnen gehalten habe, werden Sie wohl zugeben!“

„Ich bin Ihnen ja auch so dankbar, Fräulein Dora!“

„Ach was, dankbar. Sie müssen nicht immer so entsetzlich vernünftig sprechen. Also hören Sie weiter. Wenn Sie jetzt nach Petersdorf kommen, müssen Sie meinem Vater recht forsch entgentreten, das hat er gern. Er hat ein neues Baubüro gebaut, und dort sollen Sie als erster Minister einziehen, wenn Sie das Examen bestanden hätten. Na, und das haben Sie ja glücklich hinter sich. Ich weiß, daß Vater große Stücke auf Sie hält. Und Ansohn in Agnetendorf meinte, Sie seien einmal für das Petersdorfer Werk der geborene Geschäftsführer. Und wenn Sie erst verheiratet wären...“

„Na, bis dahin hat es noch gute Weile“, seufzte Robert und schnitt eine trübselige Miene.

Um Dorotheas Mundwinkel aber zuckten tausend kleine Teufelchen.

„Nein, nein, lieber Robert, Sie müssen sehen, daß Sie bald unter die Haube kommen. Ich weiß gewiß, daß Sie dann nicht mehr weit vom Kompagnon meines Vaters sind.“

„Fräulein Dora, nun machen Sie sich über mich lustig.“

„Keine Spur! Sie müssen eben nur die Richtige wählen, denn jede Beliebige paßt natürlich nicht ins Geschäft.“

„Sie wissen selbst, daß ich bis jetzt keine Damenbekanntschaft gemacht habe; sonst hätte ich es Ihnen geschrieben. Wir haben doch keine Geheimnisse voreinander“, verteidigte sich Robert Zeidler.

„Na, na, mein Lieber!“

„Ich nicht, wirklich und wahrhaftig nicht, Fräulein Dora.“

„Und wenn ich nun ein Geheimnis vor Ihnen hätte?“

„Ach, ich weiß schon: die Herren Kahlert, mit denen...“

Dorothea Treutler lachte laut auf.

„Ausgerechnet mit einem der Herren Kahlert! Nein, mein Freund, da sind Sie auf falscher Fährte. Mit solchen Sportjünglingen zwischen achtzehn und zwanzig übt man sich gern im Stemmboogen oder einem schmissigen Telemark, läßt sich auch in der Wiesenbaude ein bißchen die Cour schneiden; aber sonst — nicht rühr' an! Mit Liebe hat das nichts zu tun.“

„Dann lieben Sie einen anderen“, trogte Robert Zeidler.

„Sehr richtig bemerkt, mein Verehrtester.“

„Und darf ich fragen, wer der Glückliche ist?“

„Da fragen Sie mich eigentlich zuviel. Denn dieser Glückliche, wie Sie ihn nennen, ist gar nicht so glücklich.“

„Dann ist er ein Esel“, murmelte Robert Zeidler vor sich hin. Laut aber sagte er und wunderte sich selbst über seine Kühnheit: „Fräulein Dora, wem Sie Ihre Liebe schenken, der muß der Glücklichste unter den Menschen sein.“

„So, meinen Sie? Sehr schmeichelhaft. Und doch bezweifle ich es. Bis jetzt hat der Betreffende mir noch gar keine Liebeserklärung gemacht. Es gibt eben Menschen, die trotz ganz gesunder Sinne den Wald vor Bäumen nicht sehen.“

„Dora! Dora — ist es denn menschenmöglich?! Ich — Sie — — du — —!“

„Na endlich, du unglaublich zaghafte, lieber großer Junge!“

Der Kellner, der im Südparkrestaurant das glückliche Menschenpaar bediente, lächelte verständnisinnig, als ihm Robert Zeidler bei der Abrechnung eine blanke Mark über die üblichen Prozente zuschob.

## 24. Kapitel.

### Heimkehr.

Robert Zeidler saß mit seiner Braut im Zuge nach Hirschberg. Trotz des Umschwunges in seinem äußeren und inneren Leben war er auch jetzt der alte. Er sprach wenig.

Wie sollte er auch all dem Worte verleihen, das wie ein plötzliches, nie erhofftes Wunder über ihn gekommen war? Daher schwieg er lieber und hielt Dorotheas Hand verstohlen in der seinen. So fuhren sie in selbigem Bewußtsein ihrer Liebe durch das Waldenburger Bergland, an den rauchgeschwärtzten Fördertürmen, Schloten und Halden des Bergwerkreviers vorüber in den freundlich weiten Kessel des Hirschberger Tales.

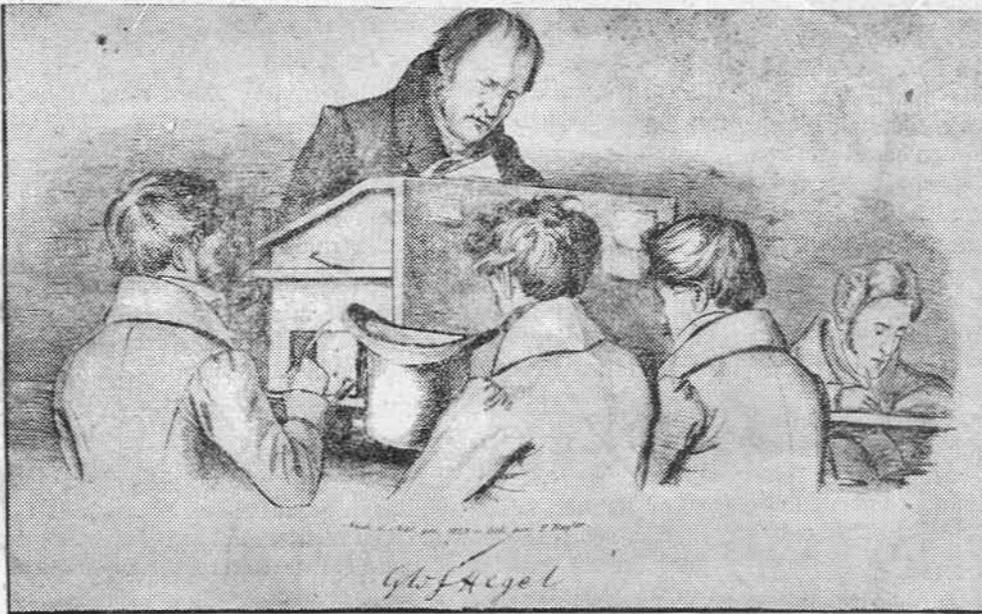
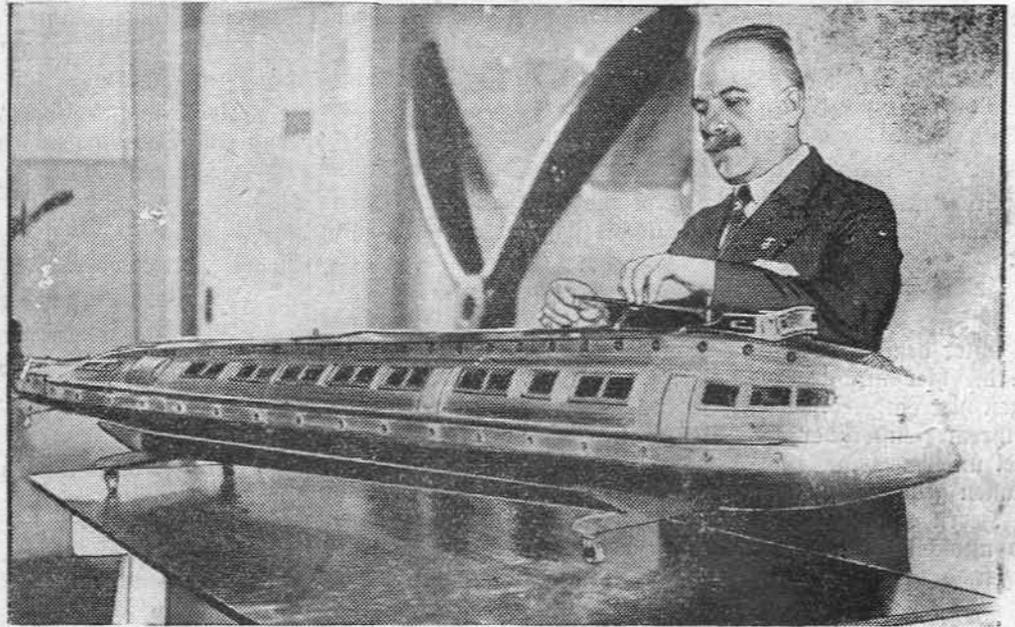
Und mit der Heimatluft, mit dem altvertrauten Bilde des immer näher rückenden schneeglitzernden Hochlammes, an dessen Fuß sich ihr Heimatdorf schmiegte, rückte auch die Wirklichkeit immer greifbarer in den Vordergrund. Und aus dem hellen Rahmen ihres Lebensbildes traten zwei Gestalten dunkel hervor, beide in ihrem Aeußern so verschieden wie nur möglich und doch in dem einen gleich, daß sie beide als Väter mehr oder minder entscheidend in der Kinder Schicksal eingegriffen hatten und noch eingreifen würden.

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus aller Welt

### Ein phantastisches Projekt:

In 36 Stunden über den Ozean.  
Graf Jean Albert de Passy, ein ehemaliger Sträfling des Zuchthauses Sing-Sing, hat das Modell eines Ozeanrenndampfers fertiggestellt, von dem er behauptet, daß er in 36 Stunden mit 10 500 Passagieren den Atlantischen Ozean überqueren könne. Das Versuchsmodell soll schon in den nächsten Tagen eine Probefahrt machen. Unser nebenstehendes Bild zeigt Graf de Passy mit einem Modell seines Ozeanrenndampfers.



### Die Hegel-Hundertjahrfeiern beginnen.

Am 14. Nov. 1831, also vor hundert Jahren, starb der große deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel 61jährig an der Cholera. In ihm hatte der deutsche Idealismus seinen Höhepunkt erreicht. Als erste große Feier aus Anlaß dieses Ereignisses tagt am 18. Oktober ein internationaler Hegel-Kongreß in Berlin, zu dem die bedeutendsten Philosophen des In- und Auslands ihr Erscheinen zugesagt haben. Unser nebenstehendes Bild stellt eine Zeichnung von Franz Pugler aus dem Jahre 1828 dar: Prof. Hegel liest Kolleg.

### Der letzte Prozeß gegen die sizilianische Verbrecher-Organisation.

In Palermo hat, wie gemeldet, der Prozeß gegen 241 Mitglieder der gefährlichen Verbrecherbande, der Mafia, begonnen, denen Gewalttaten aller Art von der Erpressung bis zum Raubmord vorgeworfen werden. Die Mafia war ursprünglich eine geheime Schutzorganisation mit politischem Hintergrund, hat sich dann aber später zu einer der gefürchtetsten Verbrecherbanden entwickelt. Unser nebenstehendes Bild zeigt, wie die Mitglieder der sizilianischen Mafia im Gefängnis auf ihre Vorführung warten.

